Wie ist es gekommen?

Novellette von Therese Leo

Ich bin ein junger Schriftsteller von Ruf. Ich bin ein Mann, von dem seine Freunde meinen, er werde einst leisten, was all den Eintagsfliegen, die ihn umschwirren, nimmer gelingen könne.

Wir trafen uns zuerst im Hause des reichen Deutschrussen Mühlbeck in der Roonstraße, dessen schon gewesene Frau jetzt mit recht schwerer Mühe den Schöngeist zu spielen sucht und sich vor allen Dingen zu ihren kleinen Donnerstag-Diners Namen herbeiholt. Die Wirthin, eine große Gestalt in rothem Sammetkleide, das reiche, früh ergraute Haar im Marquisenstil frisirt, stand unter dem Kronleuchter in scheinbar lebhafter Unterhaltung mit einem kleinen, dunkelhaarigen Manne. Er war einer der flackernden Irrwische unter den Berühmtheiten, Einer von denen, die allabendlich unter dem Strich einer Anzahl singende oder clavierspielende Opfer erbarmungslos abschlachten. Besonders erbarmungslos, wenn die Opfer dem weiblichen Geschlechte angehören.

Wir beide, sie und ich, waren zufällig gleichzeitig gekommen und betraten, nachdem wir uns draußen unserer Hüllen entledigt, gemeinsam das Empfangszimmer. Der Herr des Hauses, eine gedrungene, unfeine Gestalt, ein Mann in den sogenannten besten Jahren, mit starkem, rothem Gesicht, kurz geschorenen, borstigen Haaren und widerwilligem Schnurrbart, kam uns der Schwelle entgegen. Mit der bekannten nichtssagenden Bonhomie eines Mannes, der täglich neuen, gleichgültigen Gesichtern freudigen Willkomm bietet, streckte er uns die rothen, wohlgepflegten Hände entgegen. Kalt, draußen, wie? sagte er zu mir.

Der rauhe Wind steht Ihnen famos, sagte er und wandte sich freundlich gönnerhaft der zierlichen, kleinen, nicht mehr ganz jungen Blondine zu.

Sind die Herrschaften miteinander bekannt? fragte Frau Mühlbeck nachdem wir ihr guten Abend gewünscht.

Sie streifte das Mädchen mit ihren kalten, bläulichen Augen, die nie mitthaten, wenn der Mund einen geistvollen Wortwitz mit lustigem Gelächter quittirte.

Darf ich bitten, mich vorzustellen, erwiderte ich schnell und schüttelte die langgetragene Dichtermähne aus der Stirn.

Ach, das freut mich. Wie lange habe ich mir's vorgenommen, die zwei Collegen einander zuzuführen. Herr Friedrich Faller, dessen Thaten nicht aufgezählt werden sollen—unsere liebe Freundin, Fräulein Nahida Lork.

Ein Paar große graue Augen, die dem Gesicht einen wundersam jugendlich-träumerischen Ausdruck gaben blickten mich an.

Bitte die Herren, zu Tische zu engagiren! rief der Hausherr.

Der Diener stieß die großen Schiebethüren auseinander und wir traten in den Speisesaal.

Eine Gesellschaft von zehn Personen, theils geladen, theils, soweit sie sich als Hausfreunde fühlten, zufällig erschienen, setzten sich ohne Rangordnung um den schön gedeckten Tisch. Ich hatte das Glück, neben meiner Berufsgenossin Platz zu finden.

Mir war eigenthümlich zu Muthe. Der Name der jungen Dame war mir bekannt, ihre Erscheinung zog mich an—aber ich konnte mich nicht darauf besinnen, was sie geschrieben hatte. Und doch hatte ich den Eindruck, als müsse sie sich mit Fug und Recht zu den unseren zählen dürfen, denn ihr Name war mit rühmendem Beiwort von dem großen Kritiker der „Rundschau" genannt worden.

Doch was bedeutet das? Ihre Augen streifen mich schon, nachdenklich. Sollte auch ich ihr schriftstellerisch ein Fremder geblieben sein? Während des langen Mahles kamen wir aus der Verlegenheit nicht heraus. Ich tastete und nahm aufs Gerathewohl an, sie sei die Verfasserin eines Romanes, sie versuchte aufzuthauen und interessirte sich plötzlich für meine populärwissenschaftlichen Arbeiten. Dabei war mein berühmtes Buch wirklich ein Roman, freilich konnte sein Titel leicht irreleiten.

Wenige Wochen darauf begegnete ich ihr wieder bei einem großen Fest zu irgend welchem wohlthätigen Zweck. Auf endlose Aufführungen folgten ebenso endlose Pausen. Ich schaute mich nach einem Platz um. An der einen Längswand des Saales saß sie! ihr zur Seite eine ältliche Dame, ohne Zweifel ihre Mutter; neben ihr war ein Stuhl frei. Ich erinnerte sie an unser früheres Zusammentreffen, bat, mich ihrer Mutter vorzustellen und bemerkte mit Vergnügen, daß mein Vorschlag mich ihnen den Abend über anzuschließen, gern angenommen wurde. Nahida sah sehr hübsch aus. Die aschblonden, in losem Nackenknoten verschlungenen Haare beschatteten leicht gewellt die breite niedrige Stirn. Der kleine Kopf saß frei auf dem schlanken Halse und das lichtgrüne, shawlartig drapirte Kleid hob die zarten Farben ihres Gesichtes in vortheilhafter Art. Fröhlich und unbefangen waren wir beide. Sie erzählte mir, als sei unsere heutige Unterhaltung die Fortsetzung von neulich, wie ausgezeichnet ihr mein Roman gefallen habe, und ich—mir war es ebenso ergangen wie ihr. Ich hatte in der Zwischenzeit ihr Buch gelesen, war ehrlich überrascht durch die tiefe Begabung, durch die Fähigkeit zu schildern, und durch die frohe Laune, die geschickt, fast wie ein luftiger Hauch, das Gebilde ihrer Phantasie umschwebte. Sie schien sich sehr über mein von fachlichem Gesichtspunkt ausgehendes Lob zu freuen. Die Stunden vergingen im Fluge und beim Abschied forderte Frau Lork mich freundlich auf, sie in ihrer Häuslichkeit aufzusuchen.

Aber wie es im Leben so häufig geht. Der folgende Tag brachte mir eine Trauerbotschaft. Ich mußte alles stehen und liegen lassen und in meine Heimath, nach einem kleinen Städtchen im Oberbaierischen reisen. Innere Aufregungen, geschäftliche Schwierigkeiten mannigfacher Art hielten mich bis zum Hochsommer fest. Erst Mitte Juli kehrte ich recht müde und ruhebedürftig nach Berlin zurück. Dort fand ich natürlich alles, was mir an Bekannten und Freunden zugethan war, in alle Winde zerstreut. Die Hitze drückte, das Lärmen und Hasten in den Straßen that mir weh. Ich sehnte mich hinaus, ich brauchte erfrischende Stille. An der Ostsee giebt es wunderhübsche, ruhsame Fleckchen.

Eine kleine Insel zwischen Rügen und Greifswald, der Vilm genannt, war mir einst von einem jungen Maler verlockend geschildert worden. Er hatte von wundervollem Buchenwald gesprochen, hatte erzählt, daß der Besitzer, Fürst Putbus, keine Bäume fällen lasse, daß das Meer ein kleines Idyll aus Wald, Wiese und Halde umschließe und daß modernes Badegetriebe dort unmöglich sei. Gerade das war's, was ein müder, abgehetzter, erholungsbedürftiger Mensch brauchte.

Nach dem Maler suchte ich vergeblich. Er saß irgendwo im Gebirge und machte Studien. Aber meine freundliche Zimmerwirthin stammte aus Vorpommern, sie wußte nothdürftig Bescheid. Ich packte meine Habseligkeiten, fuhr früh Morgens nach Greifswald, ließ mir dort genau meinen Weg beschreiben, bestieg den Dampfer nach Putbus und landete nach kurzer, zweistündiger Fahrt bei schönem Nachmittagssonnenschein. Das weiße Schloß, aus tiefgrünem Gehölz aufragend, hatte schon vor der Ankunft leuchtend hinübergegrüßt und mich an ferne, südliche Gestade gemahnt. Auf der Landungsbrücke herrschte das gewöhnliche Sommerwirrsal von Ankommenden und Abreisenden, denn das Schiff machte gleich wieder klar zur Rückfahrt. Ein kurzer Steg führte mich zu dem flachen Kahn, der nach dem Vilm segeln wollte.

Auf der kleinen Insel ist nur ein Haus. Vor Jahresfrist stand dort eine kleine Försterei. Der jeweilige Inhaber hielt ein paar Stübchen im Oberstock, nothdürftig für Malerleute eingerichtet, bereit; denn seit Jahrzehnten schon stellen Landschafter den schönen Bäumen nach. Durch den Ruf des Schiffers herbeigelockt, kam ein Knabe gelaufen, belastete sich mit meinen Siebensachen und eilte die steile Sandböschung hinauf. Oben begrüßte mich der Förster, betrachtete mich prüfend und gab dann auf mein Anliegen nach Unterkunft bejahenden Bescheid. Das Gasthaus, ein einfacher, langgestreckter Holzbau mit grünumsponnener Veranda, lag einsam.

Nein, leer ist es bei uns nicht, erwiderte der Wirth auf meine Frage. Unsere Künstler sitzen im Wald und studiren. Bei uns wird es bei Sonnen-Untergang lebendig.

Nachdem ich mir's bequem gemacht, den Reisestaub abgespült und mein Zimmer verlassen hatte, da hörte ich Thüren gehen und es kamen schwere Tritte die Treppe herauf. Etwa ein halbes Dutzend Männer, rothe Wollbaretts auf den Köpfen, das Malgeräth umhängt, stürmten mit kaum bemerkbarem Gruß an dem Fremden vorüber. Allerlei Weibliches huschte in der schnell hereinbrechenden Dämmerung unten in die am langen Corridor gelegenen Zimmer. Nach einigem Suchen fand ich den Eingang zum Eßsaal, der am entgegengesetzten Ende des Hauses lag. Durch eine breite Glasthüre an der Längswand schimmerte das mondbeglänzte Wasser herein. Die weißgetünchten Wände des Raumes waren über und über mit reizvollen ernsten und komischen Bildern bedeckt. Zuerst fiel mein Blick auf ein riesiges Seestück von Saltzmann. Ein Schiff im Sturm auf hoher See. Die weiße Grundfarbe war äußerst geschickt ausgespart, bald um den Gischt auf den Wogenkämmen, bald um Theile des Schiffsrumpfes, bald um elende, vom Winde gepeitschte Luftgebilde mit virtuoser Keckheit hinzustellen. An einem Regentage, wie ich später erfuhr, war dieses Kunstwerk angefangen und vollendet worden. Darunter und daneben lauter kleinere und größere Darstellungen, Landschaften, Caricaturen, kleinere Genrescenen bunt durcheinander. Die Namen in den Ecken hatten meist guten Klang, unsere ersten Landschafter waren dabei.

Mittlerweile füllte sich der Saal. Der Wirth wies mir einen Platz an. Die Stühle neben mir waren unbesetzt. Ich hielt Umschau, bemerkte wenige mir bekannte Gesichter und verfiel langsam in jene aus Erwartung und Enttäuschung gemischte Stimmung, welche die erste Mahlzeit an fremder Wirthstafel hervorruft. Die gebackenen Flundern wurden gereicht. Ich widmete mich ihnen mit ordentlichem Reisehunger und hatte überhört, daß die Seitenthür sich öffnete und wieder schloß. Neben mir wurden die Stühle gerückt, ich schaute auf, und siehe da, Fräulein Nahida nebst Mutter. Mein Gruß muß wohl sehr freudig überrascht geklungen haben denn warum sollte Nahida sonst so heftig erröthen? Ihre schönen Augen dankten mir freundlich, auch die alte Dame neigte sich mir gütig zu, und bald waren wir in lebhafter Unterhaltung. Der Reisezweck war dem meinigen gleich, auch sie suchten Ruhe und Erholung.

Der Morgen stieg rosig aus dem Wasser empor. Ich war sehr vergnügt. Das Vogelzwitschern in den Zweigen, das Schnaufen der Kühe an der Tränke, der gute Kaffee, sogar der pfeifende, schmutzige Hüttenjunge alles war hübsch, sommerlich still, friedlich, verheißungsvoll.

Da sind auch meine Damen. Nahida grüßt zierlich unter dem Rand ihres Strohhuts hervor. Sie trägt Feldstuhl und Hängematte. Ich biete meine Dienste an, und wir schreiten durch das Kornfeld dem Walde zu. Wie kleine Punkte auf dem sonnendurchleuchteten Rasen erschienen hier, dort und fast überall die malenden und zeichnenden Männlein und Fräulein.

Wir drei sind die einzigen faulen Leute auf der ganzen Insel, scherzt Frau Lork. Ich habe all die Tage in meiner Hängematte geschaukelt. Nahida hat neben mir gesessen, hat die Hände in den Schoß gelegt und wahrscheinlich innerlich neuen Stoff bearbeitet.

Woraus schließt Du das, liebe Mama? Verrathen habe ich es mit keinem Wort.

Auf einem hübschen Platz unter den großen Bäumen, mit Durchblick nach der See lassen wir uns nieder und machen es uns bequem. Vor allzu unbequemen Lauschern sind wir gesichert, wir athmen die feuchte, salzige, leise Luft mit Behagen und empfinden die ruhige Wonne des Daseins.

Fräulein Nahida, ich habe einen Gedanken.

Einen Gedanken, wirklich! Solch köstliches Besitzthum wollen Sie doch nicht leichtsinnig preisgeben?

Wenn Sie mich nach näherer Prüfung leichtsinnig schelten, ist immer Zeit, zurückzuziehen.

Nur nicht so zuversichtlich, Herr College. Wir gehen unaufhörlich auf Raub aus und suchen, was wir verschlingen.

Nennen Sie es Gedanken, nennen Sie es Einfall. Ich habe einen Plan. Nicht der blöde Zufall hat uns hier gemeinsam auf dies Eiland verschlagen. Ein hohes Walten ist hier deutlich erkennbar. Wir beide müssen zusammen eine Novelle verfassen, müssen sie in eins verschmelzen, dürfen selbst nachher nicht mehr unterscheiden können, wes Eigenthum die einzelnen Bestandtheile sind. Wie Erckmann-Chatrain, wie Besant und Rice so auch wir. Wollen Sie?

Sie ist roth geworden, ihre sanften Augen leuchten auf. Sinnend schaut sie in die Ferne, sie streift mich mit prüfendem Blick, und endlich lacht sie übers ganze Gesicht, reicht mir die Hand hin und ruft mit unterdrücktem Schelmenton: Gute Kameradschaft, Herr College, ich will es wagen.

Die Mutter liegt still in der Hängematte zwischen den großen Buchen. Wir schlendern langsam den Strand entlang und überlegen.

Den Hintergrund, meint sie eifrig, haben wir hier an Ort und Stelle. Kann es eine eigenartigere Scholle auf der Welt geben, als dieses Maler-Eiländchen? Zehn Minuten genügen zum Durchqueren, keine Stunde weit streckt sich der große und der kleine Vilm in die Länge, und auf dem winzigen Raum ist Urwald, ist Heide. Es ragen erratische Blöcke aus dem Sande, wehendes Kornfeld leuchtet in der Sonne, weidende Rinder ruhen auf der Wiese, jagdbare Kaninchen scheucht unser Fuß aus ihren Gängen; und Menschen—welch wunderbare Menschen giebt es hier! Sehen Sie dorthin.

Wir stehen an dem großen Stein, dem berühmten, neben der Odysseus-Brellecke. Ich trete zur Seite, und richtig, dicht vor dem Stein hockt der Jüngling mit der grasgrünen Cravatte und zeichnet das graue Geröll; unmittelbar hinter ihm wirthschaftet mit Kohle der greise Professor, ihm zu Häupten auf der Sandwehe steht, mit Malstock und Pinsel bewaffnet, vor der hochragenden Staffelei die lange Malerin. Ihr Schleier fliegt im Winde, ihre Kleider wehen. Prüfend tritt sie von dem Bilde zurück. Wir sind hinaufgeklettert und schauen dreimal dasselbe Motiv.

Die drei ärgern einander, Herr Faller, erzählt Nahida im Weiterschreiten. Hier auf dem Vilm will gern jeder allein sein, jeder will entdecken. Die Dame war zuerst zur Stelle; sie hält die beiden andern für Verschwörer, für Feinde.

Ich amüsire mich über die komischen Concurrenten, die alle drei an dem alten Block ihren Unmuth auslassen.

Unser Vornehmen wird greifbarer. Wir besprechen die Einzelheiten und kommen überein, zuerst den örtlichen Hintergrund zu zeichnen.

Natürlich arbeiten wir zusammen, sage ich.

Man kann dann gleich jedes Für und Wider, jede neu auftauchende Nuance, ob in den Rahmen des Ganzen tauglich, berathen.

Neben dem kleinen Damenbad steht ein Tisch, meint sie, von zehn Uhr ab sind wir dort gänzlich ungestört.

Bleistift und Papier haben wir natürlich zur Hand. Eifrig und ernst, wie es sich ziemt, machen wir uns an die Arbeit. Nach Tisch wird das Fertige vorgelesen. Es ist merkwürdig anregendes Schaffen. Dasselbe Bild spiegelt sich in durchaus abweichender Form in jedem von uns. Sie skizzirt mit wenig Strichen, läßt Streiflichter persönlicher Art fallen, die längere Beobachtung verrathen; mein Auge hat die Formen, die Farben, das landschaftlich Eigenthümliche erfaßt, ich habe geschichtliche Reminiscenzen eingeflochten, habe Vergleiche mit fernen südlichen Gestaden herangezogen, ich kann es nicht leugnen, meine Schilderung trabt ein klein wenig wuchtig. Jedoch Nahida war von meiner, ich von ihrer Arbeit befriedigt. Doch nun heißt es sich ordentlich zusammennehmen, denn aus dem grünen Rahmen sollen die lebendigen Menschen hervortreten.

Das Schicksal eines einzelnen, sein Spiegelbild in der Seele des andern zu schildern, das trau ich mir zu, spricht Nahida zaghaft, aber ein großes Gewimmel bewältigen, die Fäden, die eine ganze Anzahl Schicksale verflechten, zu entwirren, den Leser durch endliche Enthüllungen in Spannung halten, dazu fehlt mir das Talent.

Wie weit Ihr Talent reicht, ob Sie den Dreibändigen zu zwölf Mark den Leihbibliotheken zu Dank machen würden, darüber jetzt zu discutiren, mangelt es an Zeit und würde uns von unserm Thun ablenken. Wir brauchen meines Erachtens nur den Held, die Heldin, ein Paar mit leichter Hand gezeichnete Zuschauer und einen ganz kleinen, vom Schicksal genügend instruirten Knaben mit Flügeln.

Sie lächelt, seufzt, wendet sich halb von mir, und ich entzücke mich an dem feinen Profil, ich sehe die goldenen Nackenlöckchen im Winde erzittern, kurz, meine Begeisterung für unsere Novelle wächst unaufhaltsam.

Den Held nehme ich, sagte sie nach kurzem Besinnen. Wen wählen wir zum Modell? Ich schlage den sogenannten schönen Maler, den mit dem schwarzen Schnurrbart vor, der bei der Mittagstafel uns schräg gegenüber seinen Platz hat. Jeden Abend hat er versucht, mit seinen großen, recht ausdruckslosen Augen, mit seinem geringfügigen, verrosteten Bariton an unserer Ecke ein Unglück anzurichten. Er hat sich vergeblich bemüht. Er hat sich vergeblich bemüht. Da stolperte er gerade langbeinig, in elegantem Malercostüm vorüber und musterte uns mißmuthig.

Aber ich mache ihn einen halben Fuß kürzer (meine Größe), Realismus ist mir dem gewährten Object gegenüber heilig, doch glaube ich, der Wahrheit unbeschadet, seine Haare dürfen länger, sein Schnurrbart kann weicher sein.

Die Heldin sind natürlich Sie, erwiderte ich in einem selbstverständlichen Ton, der von vornherein Widerspruch ausschließt.

Ich? fragte sie erröthend. Sie könnten doch die nette, kleine Malerin in der rothen Samtjacke conterfeien.

Wir schafften rüstig weiter. Freilich giebt es hin und wieder kurzen Aufschub. Wir müssen uns nothwendig gegenseitig ergänzen.

Wie sollten deren Riesenfüße in unserer kurzen Erzählung ein Unterkommen finden. wollen auch die Grundregeln der Novelle an berühmten Mustern erproben, aber trotz dem sind die Fortschritte untadelig. Noch einige Tage so weiter, dann Schluß.

Wir sitzen an einem Nachmittag ganz fröhlich und innig beisammen, sehen von weitem die Mama herankommen, geben aber nicht acht, denn sie weiß mit Schreibersleuten Bescheid und stört nie. Doch sie kommt an unser Tischchen heran, wir schauen auf, ihr erregtes Mienenspiel kündigt nichts Erfreuliches. Die Frau kämpft sicherlich eine verlegene Regung nieder.

Lieber Herr Faller, liebe Nahida, es thut mir sehr leid, aber dieses tagtägliche Zusammenarbeiten ist nicht weiter zulässig. Eben wie ich auf unserem Sopha, Du weißt, Nahida, wie hart es ist und wie lange es dauert, ehe ich ein klein wenig einnicken kann, das Fenster steht bei dem warmen Wetter offen, draußen ist aber alles still. Mit einem Male, ich glaube, ich muß doch geschlafen haben, höre ich Tritte auf der Veranda, Stühle werden hin und her gerückt, Tassen klappern, ich unterscheide die Stimmen der Frau Professorin und ihrer Freundin. Was sie geredet, vermag ich nicht zu wiederholen. Ueber euch beide gings her—und Nahida, bitte, lege Deine Sachen zusammen, ich will mit Dir spazieren gehen.

Wir müssen uns fügen. Nahida ärgert sich sichtlich.

Diese thörichten Klatschbasen, in allem müssen sie etwas finden, höre ich noch.

Da sitze ich nun allein, auch verstimmt und geärgert. Der graubärtige Professor, jener Unheilstifterin Ehegespons, steuert dem Strande zu.

Ganz allein, bei dem schönen Wetter, ruft er schadenfroh lachend hinüber.

Nun ist es Morgen. Der Regen gießt in Strömen zum ersten Mal von den kleinen Scheiben einzelne graue Thränen hinab. Meinen Tisch habe ich an's Fenster gerückt, habe Papier und Tinte zurecht gelegt und harre nun der Schaffensfreudigkeit. Wohin bist du entschwunden? summt es in mir, oder sollte jener dicke Brummer an der Decke mich auslachen mit dem Refrain? Die Stunden rauschen mit den himmlischen Wasserfluthen von dannen. Um Gotteswillen, ich werde doch nicht sentimental werden? Ich tauche die Feder ein, ich will mich bezwingen, ich will mein Pensum erledigen. Unwillkürlich fährt mein Kopf herum. Warum sitzt nicht Nahida an meiner Seite? Da läutet die Tischglocke. Ich recke und strecke die steif gesessenen Gliedmaßen, ordne meinen Anzug und gehe hinunter. Und Mama Lork erscheint, die Tochter hat Kopfschmerzen. Das auch noch! Es regnet immer weiter. Ich bestelle den Kaffee auf mein Zimmer, grüße kaum die unleidige Gesellschaft, die mich anstiert als sei ich ein Meerwunder, und schließe die Thür etwas geräuschvoller, als gerade erforderlich. Oben geht es mir wie am Vormittag. Ich zünde mir eine Cigarre an, werfe mich auf das kleine, harte, krachende Sopha und verfolge mit den Augen den Brummer, der immer noch mit blödsinniger Consequenz gegen die nassen Scheiben stößt. Mit einemmal springe ich auf. Habe ich geträumt? Flimmerndes Sonnengefunkel hat mich aufgestört. Ich reiße das Fenster auf. Millionenmal tanzen die Strahlen in den thauschweren Gräsern, sie baden sich in dem rauschenden Wasser und vergolden die langsam und schwer sich wälzenden Wogendämme.

Hinaus, hinaus! Unwillkürlich zieht es mich an unsern Platz. Er ist leer, natürlich! Aber da hinten, an dem Durchblick, steht da nicht im grauen Regenmantel, hochgeschürzt, um den Kleidersaum vor Feuchtigkeit zu wahren, meine reizende Genossin? Ich eile auf sie zu. Mein Nahen schreckt sie aus ihrem Sinnen. Wie blaß ist der süße Mund! Wie ein trauriges, trostbedürftiges Kind, sagt sie:

Den ganzen Tag habe ich Kopfschmerzen gehabt, nicht eine Zeile ist mir gelungen. Die dummen Leute, warum lassen sie uns nicht in Ruhe!

Mir ist es ebenso ergangen, liebes Fräulein. Liebe Nahida, wir waren so schön im Zuge, warum wollen wir uns die Freude verderben lassen? Wollen wir den Menschen durch die That beweisen, daß wir miteinander etwas erschaffen können?

Ihre Augen nicken mir süße Gewährung. Unsere Lippen suchen und finden sich, weltvergessen schauen wir uns an.

Also so schreibt man, nein, macht man gemeinsam Novellen, lacht hinter uns eine tiefe, freundliche Stimme.

Der alte Professor ist unvermerkt herangekommen, streckt uns mit jedem Freundesgruß beide Hände entgegen. Und so ist es gekommen.

Zwei Dampfschiffahrtsgesellschaften auf dem Rheine haben bereits ihr fünfzigjähriges Jubiläum zu feiern Anlaß gehabt: die preußisch-rheinische in Köln und jene für den Mittel- und Niederrhein in Düsseldorf. Beide aber dienen vorwiegend dem Personenverkehr. Das Jahr 1892 bringt aber auch einer Reihe anderer Gesellschaften das gleiche Jubiläum, und zwar solchen für den Dampfschleppverkehr; gefeiert scheint dasselbe von keiner zu werden. Allein der Umstand, daß der Leiter einer der bedeutendsten Gesellschaften auf dem Rhein, der Mannheimer Dampfschleppfahrtsgesellschaft, Herr Johann Kehler in Mannheim, am 8. Oktober das 25jährige Jubiläum seiner Geschäftsführung feiert, bringt die Thatsache in Erinnerung, daß gerade im Anfang der 40er Jahre zahlreiche Gesellschaften entstanden sind, unter denen allen die genannte jetzt den ersten Rang zu beanspruchen berechtigt ist. Wird dieselbe auch in Bezug auf Schleppkraft von der Zentral-Aktiengesellschaft für Tauerei und Schleppschiffahrt übertroffen, so bleibt sie doch in Bezug auf den Umfang ihres Laderaumes unerreicht, stellt dieselbe doch ca. 800,000 Zentner, fast die Hälfte des badischen Staats-Eisenbahnwagen-Parks dar. An den großen Erfolgen der Mannheimer Gesellschaft participirt in erster Linie der genannte leitende Direktor, dessen Name ja weit über den Rhein hinaus in bester Weise bekannt ist.

In der deutschen Niederlassung bei Bluffton in Indiana erkrankten an einem der letzten Morgen unmittelbar nach dem Genusse des Frühstücks die Frau und drei Kinder von William Mazelin unter Anzeichen von Vergiftung und die Frau und eine Tochter starben gegen Abend, während der Sohn und die zweite Tochter durch die Anwendung geeigneter Mittel gerettet wurden. Dem Anschein nach war ätzendes Quecksilbersublimat unter die genossenen Speisen gemischt worden. Die Familie, welche einer eigenthümlichen Secte angehört, schreibt die Erkrankung und den Tod der Familienmitglieder einer unerforschlichen Fügung Gottes zu und will eine nähere Untersuchung des Falles nicht gestatten.

Eifrig. „Worauf warten Sie denn?" „Daß die Uhr sechs schlagen soll, damit wir mit Arbeiten aufhören können."

Ein Rattennest.

An der Küste Brasiliens, ungefähr 200 englische Meilen vom Festlande entfernt, liegt die Inselgruppe Fernando de Novonya. Sie besteht aus mehreren kleineren Inseln, von denen die Hauptinsel 5 englische Meilen lang und an der breitesten Stelle 2 breit ist. Obwohl diese kleine Inselgruppe schon 1503 von Amerigo Vespucci auf seiner vierten Reise entdeckt wurde, so ist sie doch bis vor Kurzem fast unbekannt geblieben. Denn da die Insel der brasilianischen Regierung zur Deportation von Verbrechern dient, so dürfen Schiffe dort nicht anlegen, auch dürfen sich dort keine Boote befinden, um den Sträflingen Fluchtversuche unmöglich zu machen.

Eine wichtige Erscheinung in der Geschichte dieser Inseln bilden, wie wir einer Schilderung Dr. H. von Jherings in der neuesten Nummer des „Globus" entnehmen, die Ratten. Als Amerigo Vespuci sich hier zuerst aufhielt, traf er als einzige Säugethiere der unbewohnten Insel auffallend große Ratten. „Die Insel die reichlich Süßwasser hat, fiel auf „durch die unzähligen Bäume, die Land- und Seevögel in ungeheuren Mengen beherbergten. Die Vögel waren so zahm, daß sie sich mit der Hand greifen ließen, und wir ihrer so viele fingen, daß wir ein Boot mit ihnen beluden. Sonst sahen wir nur noch große Ratten, Eidechsen mit zwei Schwänzen und einige Schlangen." Als die Holländer bei ihrer Besetzung des nördlichen Brasiliens etwa 1630 auch Fernando de Novonha besiedelt hatten, mußten sie die Insel bald wieder verlassen der Ratten wegen, welche alle Feldfrüchte vertilgten.

Dieses Verhältniß hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, da Raubthiere und Raubvögel fehlen. Man hat Katzen und Hunde eingeführt, aber vergebens, da sie nach kurzer Zeit sich so sehr an die rings umher raschelnden Ratten gewöhnten, daß sie sie keines Blickes mehr würdigten. Vielleicht würde die Einführung von Raubvögeln ebenso resultatlos verlaufen, indem dieselben das Fleisch der einheimischen Vögel vorziehen würden. Unter den kleinen Raubthieren aber würden sich sicher viele finden, welche die Ratten als Nahrung annähmen. Jedenfalls ist die Ratte kein leckerer Bissen. Katzen, welche dort mit Vorliebe die meerschweinchenähnlichen Sandhasen sowie einheimische Mäuse verzehren, rühren die Ratten, die sie tödten, nur ungern an.

So hilft man sich, indem man einmal im Monate die Sträflinge einen Rattentag abhalten läßt. Ridley erzählt, daß an einem solchen Tage bei seiner Anwesenheit 3900 Stück getödtet wurden, daß aber in der trockenen Jahreszeit diese Jagden wöchentlich unternommen werden und bis zu 20,000 an einem Tage ergeben haben. Nur die Hausratte und die Hausmaus kommen hier vor. Auf der sogenannten Ratteninsel (Ilha rata) von heute sind die sonst so unsagbar massenhaften Ratten jetzt durch Mäuse ersetzt. Brenner meint, auch hier seien ursprünglich Ratten vorhanden gewesen, aber ausgerottet worden, was bei der geringen Größe der Insel und dem Mangel an Waldungen nicht allzuschwer gewesen sein müsse. Diese „Ilha rata" diente als Verbannungsort für widerspenstige Sträflinge, welche auf der Hauptinsel nicht gut thaten und zur Strafe auf diese abgelegene kleine Insel verbannt und da sich selbst überlassen wurden. Die wenigen gelegentlich dahin ausgesetzten Sträflinge mögen mit ihren Habseligkeiten einige Mäuse mit eingeschleppt haben, während die Gelegenheit zur Einschleppung von Ratten, wie sie nur längeres Anlegen großer Schiffe darbietet, fehlte.

König Otto von Baiern.

Wiederum war der Namenstag des Königs Otto. Nach der Sitte katholischer Bevölkerungen wird dieser Tag mehr gefeiert als der Geburtstag. Aber seit mehr als 6 Jahren sammelt man sich in Baiern am 30. September nicht zu fröhlichem Feste, um des Landesherrn zu gedenken, sondern ein stiller Gottesdienst in allen Kirchen des Landes gilt dem armen Kranken in Schloß Fürstenried, der Baierns Krone trägt. Von Zeit zu Zeit gehen Gerüchte über sein Befinden um: es gehe ein wenig besser, er habe lichtere Momente gehabt; oder auch: eine Wendung zum Ungünstigen sei eingetreten. Dann erfolgt ziemlich regelmäßig eine amtliche Mittheilung: in dem Zustande des Königs habe sich nichts geändert: auf Zeiten nervöser Erregung und Nahrungsverweigerung folgten Tagen und Wochen tiefster Apathie verbunden mit kataleptischen Situationen. Die körperlichen Organe seien, abgesehen von vorübergehenden Funktionsstörungen, vollkommen in Ordnung, in Bezug auf die Geisteskrankheit sei keinerlei [illegible] Bekanntmachungen beruhen durchaus auf Wahrheit: Der König ist im Zustande völliger Verblödung, sein körperliches Befinden aber ist derart, daß er noch lange Jahre, Dezennien sogar leben kann.

Dauert das Leiden in seiner jetzigen Form doch schon an fünfzehn Jahre! König Otto ist am 27. April 1848 geboren. In seinem berühmten Tagebuche erzählt Kronprinz Friedrich Wilhelm wie er Ende 1870 in Versailles, als gerade das Einigungswerk mit Baiern berathen und das deutsche Kaiserthum erörtert wurde, eine längere Unterredung mit dem vom Hauptquartier in die Heimath zurückkehrenden Prinzen Otto von Baiern gehabt habe. Den eindringlichen Darlegungen des Kronprinzen folgte Prinz Otto anscheinend mit geringer Aufmerksamkeit: der scheue Blick des blassen Antlitzes fiel dem fürstlichen Verfasser des Tagebuches besonders auf.

Weitere Kreise erfuhren von einer wachsenden Irritabilität des jungen Prinzen, der in seiner Uniform als Reiteroffizier recht schmuck aussah, erst in der Mitte der siebziger Jahre, als einige auffallende Vorkommnisse in der Oeffentlichkeit sich nicht mehr verbergen ließen. Es ward nöthig, ihn unter ärztlicher Aufsicht zu stellen, und bald gewahrte man, daß das Gehirnleiden mit furchtbarer Schnelligkeit zu völliger Verblödung sich wandte. Es müssen in dem vielbesuchten Schlosse zu Nymphenburg, wo der arme Kranke wohnte, erschütternde Szenen vorgekommen sein, so daß seine Verbringung nach einem mehr in der Einsamkeit gelegenen Orte nothwendig wurde. Man wählte das eine Stunde von München entfernte, in einem umfangreichen Parke belegene und von weiten Gartenanlagen umgebene kleine Schlößchen Fürstenried, das man zu dem Zwecke, einem armen Irren zum Aufenthalte zu dienen, mit sorglichem Geschick einrichtete. Hier lebte er, von einem bescheidenen Hofstaate, einem Arzte und seinen Wärtern umgeben, in stiller Verborgenheit; häufig besuchte ihn seine Mutter, die Königin Marie; sein Bruder, der König, ließ sich mit großer Regelmäßigkeit Bericht über ihn erstatten, und daß er diese ärztlichen Gutachten auch aufmerksam, sogar bis in die letzte Zeit, gelesen hat, dafür sind Zeugniß die Besprechungen, die er mit dem Professor Dr. Gudden und dessen Assistenten in Hohenschwangau nach seiner Thronentsetzung und in Berg kurz vor seinem Tode über das Befinden seines gleich ihm selbst in geistige Umnachtung verfallenen Bruders zu wiederholten Malen gepflogen hat.

Für die Oeffentlichkeit aber war Prinz Otto so gut wie verschollen. Erst die furchtbare Katastrophe des Pfingstfestes 1886, wo König Ludwigs des zweiten Leben in den regengepeitschten Fluthen des Starnberger Sees endete, ließ seinen Namen wieder hervortreten: eine Krone senkte sich auf das irrsinnigen Haupt, aber das Szepter des Regimentes mußte die feste und weise Hand seines Oheims ergreifen.

Zweiräder im Heeresdienst.

Aus einem interessanten Aufsatz eines Offiziers unserer Bundesarmee über diesen Gegenstand, welcher jetzt die Militärverwaltungen in Amerika und Europa viel beschäftigt, sei Folgendes hervorgehoben:

Wie jedes Ding, so hat auch das Bicycle seine zwei Seiten; ich bin überzeugt, daß es bei richtiger Anwendung eine große Zukunft auf militärischem Gebiete hat. Es ist darauf hingewiesen worden, daß schlammiger Boden ein unüberwindliches Hinderniß für seine Benutzung sei. Aber jeder kundige Radfahrer weiß das besser! Sicherlich ist derartiger Boden für Zweiradfahrer kein so bedeutendes Hinderniß, wie für die schweren Wagen-Trains. Die Velociped-Corps können sich auch häufig auf Nebenwege und Pfade verlassen, um schlechte Straßen zu vermeiden sowie um den Weg abzukürzen. Die Zweiradfahrer sollten im Allgemeinen nicht als Ersatz für die Cavallerie, sondern hauptsächlich als verbesserte Infanterie betrachtet werden, obwohl sie der Reiterei manche Dienste abnehmen können. Man bedenke vor Allem, daß das Zweirad den Mann so frisch und leistungsfähig auf den Schauplatz bringt, wie es nimmermehr der durch Marschiren Ermüdete sein kann. Selbst wenn der Zweiradfahrer in solchen Boden geräth, daß er nicht fahren kann, braucht er immerhin sein Gewehr und Gepäck nicht zu tragen; das kann unter allen Umständen an seinem Gefährt angebracht werden, und er hat also selbst im schlimmsten Falle weiter nichts zu thun, als eine leichte Maschine vorwärts zu schieben. Bei der Ankunft hat er mit seinem Stahlroß weiter keine Last; er braucht es weder zu füttern noch zu tränken. In der Schlacht werden die Radfahrer als Infanteristen kämpfen.

Ein Zweirad-Corps ist das Selbständigste, das überhaupt möglich ist, und der militärische Werth des Zweirads im Kriege und im Frieden kann ein sehr vielseitiger sein. Man kann das Zweirad auch mit einem leichten Zelt ausrüsten, und ersteres kann die Zeltstangen beim Aufschlagen ersetzen. Auch kann im Gefecht durch Aneinanderreihen der Zweiräder ein bewegliches Fort hergestellt werden, hinter welchem hervor die Radfahrer feuern.

Man hat vielerlei gegen das Zweirad geltend gemacht, so auch, daß verletzte Zweiradfahrer nicht mitgenommen werden könnten, da das stählerne Roß bezüglich seiner Bewegung vom Menschen abhänge; aber der Verwundete wäre in diesem Fall immerhin nicht schlimmer daran, als wenn er ein Infanterist wäre, und was die Maschine betrifft, so braucht dieselbe nicht unbedingt verloren zu gehen; wie schon angedeutet, werden die Leute, wenn sie in den Kampf gehen, die Zweiräder an einem sicheren Ort zurücklassen, es sei denn, daß sie eine Schießlinie aus denselben bildeten.

Natürlich wird im Gefecht sowie im Späherdienst eine Anzahl Maschinen verloren gehen, resp in die Hände des Feindes fallen; aber das wird nicht soviel ausmachen, wie der Verlust von Pferden unter denselben Umständen. Die Anschaffungskosten für ein Zweirad werden niedriger kommen, als für ein Pferd, und was jährlich an das Pferd gewendet werden muß, beträgt mehr, als die ersten Kosten für das Zweirad, an welches noch keine $5 jährlich für Reparaturen gewendet zu werden brauchen. Falls zwei Maschinen beschädigt sind, kann gewöhnlich aus den Theilen derselben Eine gute noch zusammengesetzt werden, da diese wechselseitig ersetzbar sind,—ebenfalls ein Vortheil, den es bei Pferden nicht giebt. Die Sorge für Fütterung und damit die Nachführung eines schwerfälligen Wagenparks und Trains mit Proviant und Stroh fällt fort. Was übrigens den Transport Verwundeter und andere Zwecke anbelangt, so sind die Zweiräder noch gar mancher Vervollkommnungen und Combinationen fähig.

Das Krankenzimmer.

Die erste Maßnahme, welche bei Ausbruch einer Krankheit zu erledigen ist, sofern der Kranke in seiner eigenen Familie und Häuslichkeit gepflegt werden kann und darf, ist die Wahl und die Lage des Krankenzimmers. Das beste Zimmer der Wohnung ist als Krankenzimmer gerade gut genug. Das Ideal wäre, dort, wo es die äußeren Verhältnisse gestatten, in den Wohnungen ein eigenes Krankenzimmer zu haben, und beim Bau eigener Wohnungen und Häuser sollte mit nicht geringerem Recht als für ein Fremdenzimmer für ein eigenes Krankenzimmer Sorge getragen werden. Doch bleibt wohl vor der Hand bei uns die Einrichtung von solchen eigenen Krankenzimmern ein frommer Wunsch. Jedenfalls muß ein Krankenzimmer unter allen Umständen durchaus allen denjenigen Anforderungen entsprechen, welche an einen gesundheitsmäßigen Wohn- und Schlafraum zu stellen sind. Ist doch das Krankenzimmer für den Patienten von der außerordentlichen Bedeutung, da es für ihn für eine längere und oft sehr qualvolle Zeit den einzigen Aufenthaltsort bildet und er ihn nicht verlassen kann. Am besten eignet sich für gewöhnlich die „gute Stube", der „Salon" zum Krankenzimmer, der während der Krankheit eines Familien-Mitgliedes doch nicht für Gesellschaften benutzt werden kann; keineswegs darf ein Durchgangszimmer zur Krankenstube gewählt werden; das Zimmer muß groß und geräumig sein; wo es möglich ist, sollten für den Kranken sogar nicht ein, sondern zwei Zimmer zur Verfügung stehen; das eine wird am Tage, das andere in der Nacht benutzt, das nicht benutzte unterdessen gelüftet, geheizt, gereinigt. Hat man die Wahl, so empfiehlt sich ein Zimmer nach Norden gelegen, das andere nach Süden; je nach Tageszeit und Temperatur kann der Kranke nach einem oder dem anderen gebracht werden. Zimmer mit Oelanstrich der Wände verdienen den Vorzug vor tapezirten; für den Fußboden eignet sich am besten Parquet, Dielen sollten mit Oelfarbe gestrichen oder einfach geölt sein. Teppiche dürfen im Krankenzimmer unter keiner Bedingung geduldet werden: einen nützlichen Zweck haben sie nicht; höchstens den, das Geräusch der Schritte zu dämpfen, was jedoch auf andere Weise, durch Filzschuhe etc., besser erreicht werden kann; dafür nehmen sie aber den meisten Staub aus der Luft und allen Schmutz von den Schuhen der Umhergehenden auf und sind sehr schwer ordentlich zu reinigen. Auch Läufer und Bettteppiche sind im Krankenzimmer nicht zu dulden; die Bettvorlagen sind für Kranke, die nicht aufstehen können, völlig überflüssig. Ebenso überflüssig sind, wenn sie zufällig vorhanden sein sollten, Betthimmel und Bettvorhänge; im Krankenzimmer ist eben nichts zu verbergen und zu verhüllen und noch weniger darf der Zutritt frischer Luft gehindert oder die schlechten Ausdünstungen des Kranken in seiner Nähe zurückgehalten werden. Auch Thürportieren und lang herabhängende Fenstergardinen müssen aus dem Krankenzimmer entfernt werden, denn sie fangen nur Staub und sind zu nichts nütze. Das Gleiche gilt von Polstermöbeln: der Kranke braucht sie nicht und die Gesunden können auf Holzstühlen sitzen. [illegible] alles Ueberflüssige entfernt werden, besonders alle Nippsachen [illegible] Krankenzimmer [illegible] weiter nichts, als diejenigen Möbel und Einrichtungen, die unmittelbar der Pflege und Bequemlichkeit der Kranken genügen. Unter allen Umständen müssen Thiere jeder Art von dem Krankenzimmer fern gehalten werden; es ist das selbstverständlich, aber nicht blos die Bauern halten sich Turteltauben in den Zimmern der Kranken, die natürlich alles beschmutzen, weil diese in dem Rufe stehen, Gesundheit zu bringen, sondern Kanarienvögel kann man sehr häufig selbst in vornehmen Krankenstuben antreffen und auch die Schoßhündchen und ähnliches Hausgethier bleiben nicht immer aus den Zimmern ihrer Herrinnen verbannt.—Auch die Farbe der Wände verdient Beachtung: dunkle Farben stimmen den Kranken melancholisch, allzugrelle machen nervös und reizbar; am geeignetsten sind die blassen, zarten Farben: blau, rosa, grün. Sogar die Muster der Tapeten sind nicht gleichgültig und einfache kleine Muster sind großen, complicirten Zeichnungen und Arabesken vorzuziehen, welche den Kranken, wenn er fiebert oder im Halbdunkel ist, ängstigen. Weiße Gardinen blenden zu stark und dunkle sind wieder zu unfreundlich; am besten sind helle Farben, blau, grau oder grün.—

Jas. Carter wurde in St. Joseph, Mo., bei einem Tanze von James Fischer erschossen. Carter, welcher ein hölzernes Bein hatte, forderte ein junges Mädchen zum Tanze auf, jedoch wurde er abgewiesen. Darauf wurde Carter wüthend und erklärte, wenn das Mädchen nicht mit ihm tanze, solle es auch mit keinem Anderen tanzen. Fischer forderte das Mädchen dann zum Tanze auf und wurde angenommen. Dadurch wurde Carter noch wüthender, zog ein Messer aus der Tasche und drang auf das Paar ein, worauf Fischer einen Revolver hervor zog und ihn erschoß.

Zu den Glockenriesen die es bis jetzt giebt —der des Kremls in Moskau von 432 Zentner und der Kaiserglocke auf dem Kölner Dome von 423 Zentner Gewicht—gesellt sich jetzt eine 500 Zentner schwere Glocke für die Kirche zum Heiligen Herzen auf dem Montmartre in Paris. Das Ungeheuer ist in Annecy (Savoyen) gegossen und sein Ton soll über ganz Paris hinweg hörbar sein.

Ratibor.

(Berliner Tageblatt.)

Ratibor, die Hauptstadt des Kreises gleichen Namens, liegt recht anmuthig an der Oder. Dieser Strom wird in sämmtlichen Reisehandbüchern von hier aus schiffbar. Die mit Bedauern, daß die Oderkähne ob der Ratiborer wünschen lebhaft, daß dem so wäre. konstatiren aber seit Jahrzehnten schon gänzlichen Versandung des Strombeetes verschwunden sind. Eine Tieferlegung wäre im Interesse des nicht unbedeutenden hiesigen Getreidehandels ungemein erwünscht.

An Einwohnern hat es Ratibor bis jetzt knapp auf 21,000 gebracht; doch beschäftigt man sich lebhaft mit der Einverleibung der eng anschließenden Dörfer Bosatz, Altendorf, Proschowitz, Oprog und Plania, wodurch die Stadt auf etwa 33,000 Seelen anwachsen und eine selbstständige Kreisbildung ermöglicht würde.

Die sehr zahlreiche Stadtvertretung—36 Stadtverordnete und 13 Magistratsmitglieder—, die bei Weitem die durch die Städteordnung vorgeschriebene Zahl übersteigt, hat ihren Umfang noch aus der guten alten Zeit, da möglichst jeder angesehene Bürger auch ein Stück Obrigkeit sein wollte, und arbeitet mit Eifer und Geschick, wenn auch vielleicht etwas umständlich, an der schwierigen Aufgabe, Ratibor zu einer modernen Stadt zu machen. Von einer Entwickelung in diesem Sinne kann man wohl erst seit Anfang der siebziger Jahre sprechen. Zwei Männer sind hier mit besonderen Ehren zu nennen: der frühere Oberbürgermeister Schramm und Kommerzienrath Polko. Namentlich der Letztere, den die Stadt durch einen „Polkoplatz" geehrt hat, zeigte einen weitreichenden Blick für kommende Bedürfnisse und Energie und Opfermuth bei der Gründung städtischer Wohlfahrtseinrichtungen. So kommt es, daß Ratibor in dieser Hinsicht den meisten oberschlesischen Städte heute voraus ist; es besitzt Wasserleitung, Kanalisation, ein ziemlich gutes Kopfsteinpflaster, eine reich rentirende Gasleitung, ein treffliches Schlachthaus und eine zur Zeit in der Ausführung begriffene Kühlhalle, deren Betriebskosten zum Theil durch die Erträge aus der Fabrikation künstlichen Eises gedeckt werden sollen. Die Mittel zur Errichtung eines umfangreichen neuen Krankenhauses sind schon bewilligt, und die segensreichen Folgen des im verflossenen Jahre angelegten anmuthigen Stadtparks mit elektrisch erleuchtender Eisbahn beginnen bereits in zahlreicher Verlobungen zu Tage zu treten.

Landtags- und Reichstags-Vertretung sind zwar in Folge der erdrückenden ländlichen Majoritäten waschecht ultramontan: in der Stadtvertretung aber haben es die Clerikalen immer nur auf ein reichliches Viertel der Mitgliederzahl bringen können, und ihre frommen, in's Gewand der Sparsamkeit gekleideten Wünsche, die auf Aufhebung der simultanen Volksschule und des städtischen Realprogymnasiums gehen, sind bisher gottlob fromme geblieben.

Im Großen und Ganzen herrscht hier konfessionelle Friede; dagegen liegt gesellschaftliches und geselliges Leben im Argen, und der Kastengeist ist glorreich ausgebildet. Das Offizierkorps bildet seinen eigenen geschlossenen Kreis, und auch hier wieder sind Infanterie, die im vielgerühmten Hotel Prinz von Preußen kampirt, und Kavallerie, die ihr eigenes Kasino hat, kleine Staaten im Militärstaate. Die Ressource, in der die civilen Spitzen verkehren, nimmt nur studirte Leute in Amt und Würden auf und hält ängstlich alle nicht akademischen Elemente fern, der Eindringling müßte denn gerade Stadtrath oder Geheimer Kommerzienrath sein und sich durch solenne Abendgesellschaften hervorthun.

Künste und Wissenschaften werden hier nicht übermäßig strapazirt. Im sogenannten Theater, d. h. in einem Konzertsaal minimen Wandertruppen; die „Singakademie" versieht die Stadt im Winter mit klassischer Konzertmusik; die Damen schwärmen für Militär-Konzerte und neue Häkelmuster. Hingegen wird gerühmt, daß die jungen Mädchen, selbst solche, die es dazu haben, sich sehr einfach und chic kleiden und das „schlesische Himmelreich" — eine Götterspeise, aus Rippespeer mit Kartoffeln und Backobst bestehend— vorzüglich zu bereiten verstehen.

Ratibor, der Hauptort des sogenannten oberschlesischen Steinkohlengebirges und eines großen Industriebezirkes, hat selber zahlreiche Industrien. Es bestehen große Mahlmühlen, Maschinen-, Schuh- und Papierfabriken, sodann Zucker-, Preßhefe- und Cichorienfabriken. In der großen Eisengießerei der Pester-Aktiengesellschaft Ganz und Co., werden u. A. Geschosse für die deutsche Marine hergestellt. Ein bedeutendes Feld hat sich die Cigarrenfabrikation erobert, welche die Oppelner Konkurrenz jetzt bei Weitem übertrifft. Nicht weniger als zehn Cigarrenfabriken beschäftigen hier gegen 1500 meist weibliche Arbeiter. Eine in der ganzen Welt bekannte Spezialität sind die Fabrikate der großen Dom'schen Schnupftabackfabrik, und wenn man Villa und Park des Geheimen Kommerzienraths Dom besichtigt hat, kann man wohl zu der Ansicht kommen, daß ein ganzer Erdtheil schnupfen muß, ehe man mit dem Profit aus so bitterem Konsumartikel solch solide und prächtige Schöpfungen hinstellen kann. Zu den rühmenswerthen Ratiborer Massen-Erzeugnissen gehört auch sein in ganz Oberschlesien verbreitetes treffliches Gemüse. Da dieses letztere und ebenso das Fleisch billig zu nennen sind, auch die Wohnungen nicht sehr hoch im Preise stehen—nur in ganz modernen und komfortablen Häusern sind die Miethen höher,—so darf man Ratibor zu den billigen Städten rechnen.

Die Stadt als solche war früher begütert; leider haben die Altvordern sehr gesündigt. Um steuerfrei zu bleiben, schaffte man Deckung für dringende Ausgaben durch Veräußerung von Kämmereigütern. Um die Kosten für einen Schulbau zu decken, verkaufte man ein trefflich bewirthschaftetes Gut; um die Mittel zum Bau eines Rathhauses zu erlangen, schlug man einen großen städtischen Eichwald ab. Heute ist man einsichtsvoll genug, trotz der 200 Prozent Kommunalsteuern, nach Neuerwerbung zu streben; die Mittel dazu werden der städtischen Sparkasse, die über etwa 5 Millionen Mark verfügt, entnommen.

Das erst vor wenigen Wochen seinem Zwecke übergebene neue Landgerichtsgebäude enthält verschiedne Miniatur-Zimmer, in denen die Parteien dem amtirenden Richter buchstäblich auf den Leib rücken. Nur über das große Zuchthaus hat man bis jetzt keine Klagen gehört; das liegt aber vielleicht an der Gutmüthigkeit der Insassen.

Schloß und Park des Herzogs von Ratibor, jenseits der Oder recht hübsch gelegen, erheben wohl nicht den Anspruch, als Sehenswürdigkeiten zu gelten. Der gute Beziehung zur Stadt pflegende und ob seiner Wohlthätigkeit gepriesene schlesische Magnat, dessen Sohn bei den hiesigen Ulanen steht, residirt auch gar nicht hier, sondern in dem zwei Stunden entfernten prächtigen Schloß Rauden.

Damit will ich Abschied nehmen von der strebsamen oberschlesischen Stadt, die sich wacker emporgearbeitet und mit der Zeit eine durchaus moderne Stadt zu werden verspricht—trotz der Nähe der russischen Grenze.

Heiteres aus ernster Zeit.

Wie es in der Cholerazeit dem Hamburger Pferdetransporteur (Koppelknecht) Simon Levy im Harz erging, davon erzählt das „Hamburger Tageblatt" folgende drollige Geschichte: Levy wurde von einem Pferdehändler mit der Koppel ff. Pferde nach der Zuckerfabrik Wolfersschwende am Harz gesandt, es gelang ihm glücklich, alle Fährlichkeiten zu überwinden. Die Pferde wurden zur Zufriedenheit abgeliefert, und wohlgemuth wandert der Transporteur auf Roßla zu, von dort mit der Bahn nach Hamburg zurückzukehren. Levy besucht nun aber die Gegend fast jeden Monat und ist dort eine bekannte Persönlichkeit. Als er sich in einem Dorf zum Mittagsessen niederließ, war er nicht wenig erstaunt, als einige bekannte Landleute ihn nur oberflächlich grüßten, und sofort das Lokal verließen. Keine zehn Minuten waren vergangen, als in seiner ganzen Amtswürde der Schulze, begleitet von dem Gemeindediener, sichtbar wurde, der Levy aufforderte, ihm zu folgen. Im Spritzenhaus war der Rath des Dorfes versammelt. Der Schulze studirte eifrig die Bekanntmachung des Landraths und kam zu dem Schluß, der Delinquent müßte desinfizirt werden. Wie das aber anstellen, da ein Desinfektions-Apparat im Dorfe nicht vorhanden war? Den gordischen Knoten löste endlich ein Hausschlächter, der vorschlug, den Verdächtigen einige Stunden in der Räucherkammer des Schulzen unterzubringen und schwach anzuräuchern. Der Vorschlag wurde ausgeführt. Einige Stunden später erfuhr der berittene Gensdarm von dem Behmgericht. Als vernünftiger Mann befürchtete er, daß der Angeräucherte erstickt sein würde. Mit Angst und Sorge schlich der Gemeinderath zur Wurstkammer. Statt des Todten, den man zu finden befürchtete, erblickte man Freund Levy ganz gemüthlich auf einer Kiste und......eine mächtige Wurst verzehrend. Dieselbe, mit den Einrichtungen ländlicher Räucherkammern bekannt, hatte den Schieber, der den Rauch aus dem Schornstein in die Rauchkammer leitet, zugeschoben und sich in dem nun kühlen Raum eine Mettwurst zu Gemüthe gezogen, da er seit fünf Uhr Morgens Nichts gegessen. Der Schulze verzichtete auf weitere Desinfektion und war froh, daß Levy mit dem Rest der Wurst weiter pilgerte.

In einer Sommerfrische kam vor einigen Tagen eine Frau zu dem dort etablirten Kaufmann und bat ihn, er möge ihr seinen im Laden befindlichen Gimpel verkaufen. Der Kaufmann sagte, daß ihm der Gimpel nicht um Geld feil sei, worauf die Frau ihm erzählte, daß ihr Kind zu Hause an Rothlauf erkrankt sei, sie aber kenne das alte sichere Hausmittel, demzufolge die Nähe eines Gimpels die Krankheit behebe. Zudem versicherte sie, daß es auch der Doktor gutgeheißen habe. Der Kaufmann ließ sich nicht erweichen, und meinte, daß er den Aberglauben keineswegs unterstützen wolle. Die Frau ging betrübt, ohne Aussicht auf einen Gimpel und die Heilung der Krankheit ihres geliebten Kindes, nach Hause. Bald darnach kam der Arzt zufällig zum Kaufmann und Letzterer ersuchte um Aufklärung über die Geschichte des Gimpels als Heilmittel des Rothlaufs. Der Arzt lachte und sagte: „Ja, das ist wahr. Die Frau fragte mich, ob sie einen Gimpel kaufen solle, und ich antwortete: „Schaden wird er dem Kranken nicht."

Geaarte Reliquien-Jäger.

Man kann darüber streiten, ob sich die Amerikaner die Manie für Gedenkstücke aller möglichen Art erst von der alten Welt, wenn auch sehr frühzeitig, angeeignet, oder ob sie dieselbe von jeher als Leidenschaft besessen haben. Natürlich war die Anlage dazu von jeher in ihnen vorhanden, denn die beiden Quellen derselben, nämlich das Interesse an Familien-Andenken sowie religiöse Ueberlieferungen waren auch bei den amerikanischen Vorvätern zu keiner Zeit versiegt. In den letzten Jahrzehnten aber hat sich diese Manie, jedenfalls gefördert, durch den Verkehr mit der alten Welt sowie wahrscheinlich auch durch die Pflege der Bürgerkrieg-Erinnerungen, zu einer verbreiteteren Raserei entwickelt, als Manche glauben dürften; wie immer, macht sie sogar vor ihren eigenen Gefühlen keinen Halt, indem sie in Vandalismus oder rücksichtslose Zerstörungswuth ausartet, [illegible] nebenbei hat sie auch ihre—komische Seite [illegible] wird zum Spielball einer Schwindelindustrie.

Aus New York wird neuerdings mitgetheilt: Die Reliquienjäger und der Vandalismus unserer Amerikaner scheuen auch nicht vor Bestechung der Beamten zurück, welchen die Erinnerungen der Vergangenheit anvertraut sind. Oftmals bekommen diese Narren und Närrinnen auch wirklich etwas für ihr Geld,—aber fragt mich nur nicht, was! Die Polizeibeamten im Centralpark wissen manches erbauliche Stückchen darüber zu erzählen, obwohl man das Meiste gar nicht erfährt. Zur Zeit, als die „Nadel der Kleopatra," der berühmte alte Obelisk, der im Centralpark sein letztes Unterkommen gefunden hat, eine Paraffinverkleidung erhielt, um einem frühzeitigen Verfall vorzubeugen, kam eine reichgekleidete Dame angefahren und bot einem Polizisten $20, wenn er für sie einen Splitter von dem Denkmal abschlage. Der Polizist wies das Ansinnen zurück, sie kam aber meherere Tage hindurch immer wieder damit; endlich steckte der Ordnungshüter die $20 der Närrin ein und gab ihr irgend ein Stückchen Sandstein, mit welchem sie triumphirend abzog.

Ganz besonders aber ist das Grabmal Grants zum Mekka der Reliquienjäger von ganz Amerika geworden. Wenn sie nichts Anderes kriegen, so nehmen sie wenigstens Grashalme, Kieselsteine und Sandkörner in ihrer Handtasche oder ihrer Börse mit. Sehr oft schon sind den Wächtern und Polizisten $5 für ein Stückchen Backstein vom Grabe geboten worden. Das machten sich bald Hausirer zunutze, indem sie Backsteine von benachbarten Neubauten holten und als vom Grabe Grants stammend verkauften, und zwar für nur $2 das Stück, um den etwa bestechlichen Polizisten wirksame Concurrenz zu machen. Auf solche Art haben sie vielleicht unabsichtlich die Erhaltung des Grabes gefördert. Viel billiger noch verkaufen sie Säckchen Sand „von Grants Grabe"; sie nahmen dafür nur 10 bis 20 Cents. Wahrscheinlich machen sie noch heute gelegentlich bei Conventionen u. s. w., gute Geschäfte.

Als die Soldaten von Fort Hamilton das Grab bewachten, machten sie sich ein Vergnügen daraus, die Nationalfahne, wenn sie abgenutzt war, in Fetzen zu reißen, und diese als Stücke von alten Fahnen, unter denen Grant in dieser der jener Schlacht gekämpft, zu vertheilen; vielleicht ist aus diesem Vergnügen stellenweise eine Industrie geworden. Große Berühmtheit erlangte eine Tomatenranke, welche zufällig neben dem Grab wuchs; lange Zeit wurde ein blühendes Geschäft mit dem Verkauf von Früchten dieser Pflanze gemacht, aber eines Tages machte ein Illinoiser diesem Handel ein Ende, indem er die Wurzel holte. Er war eigens von Illinois hergereist, um dieselbe zu bekommen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß auch Blumen und Blätter von dem Grabe äußerst begehrt sind, um manche $5-Note hat um ihretwillen den Besitzer gewechselt. Nur die Blumen, welche die Wittwe Grants, die ungefähr dreimal jede Woche das Grab besucht, dort an der Thüre aufgehängt, werden nie von den Reliquienjägern berührt,—sie sind nicht alt genug dazu. Am meisten wird über Chicagoer geklagt!

Zu spät.

„Sie wissen, was zu thun ist, mein Fräulein! Ich muß dringend bitten, meine Vorschriften genau—bis auf das Aeußerste genau zu befolgen. Wenn Sie ermüden, und mich sollte das nicht wundern, müßte ich Herrn von Werner ersuchen, eine geprüfte Krankenpflegerin kommen zu lassen."

Er hatte eine eigene bestimmte Art, seine Weisungen zu ertheilen, unhöflich hätte man es heißen mögen, wenn er nicht Arzt gewesen wäre.

„Ich werde mich bemühen, meine Pflicht zu thun," erwiderte sie einfach.

„Guten Abend," nickte er kurz und ging.

Sie wartete, bis seine vorsichtigen Tritte auf dem weiten Korridor verhallt waren, dann trat sie an die Portiere und lauschte anhaltend. Ein leises, frohes Lächeln spielte um ihren Mund: „Sie schlafen beide, Marie und das süße Baby, mir ist's, als ob ich ihre ruhigen Athemzüge unterscheiden könnte. Gottlob, das Schlimmste ist wohl überstanden," flüsterte sie vor sich hin. Der schwere Vorhang fiel geräuschlos zusammen, sie zog sich den Lehnstuhl an den Tisch und nahm ein Buch zur Hand, aber die Gedanken wollten sich nicht bannen lassen und flogen wieder und immer wieder über die Buchstaben hinweg in die weite Welt.

In die weite Welt? Was ginge sie, das alternde Mädchen, die weite, schöne Welt noch an? Im engen Kreis Pflichterfüllung, tagaus, tagein, selten ein anerkennendes Wort, seltener ein herzliches, nie vielleicht ein liebevolles, sollte das nicht ihr Loos sein? Ein liebevolles?......... Frevle nicht, Klara, lag dort drinnen nicht die Schwester, sie, der Du Alles geopfert, die Du, selbst fast ein Kind, noch wie eine Mutter großgezogen hast? Liebt sie Dich nicht, wie Du sie liebst? Und ihr Kind, Hugo's Kind, wird es die Tante nicht lieb haben? Weshalb verlangst Du nach einem Glück, für das es längst zu spät ist!

Drei Jahre war es nun her, daß der frische, lebensheitere und doch so recht verständige Offizier in den stillen Kreis der Familie zuerst eingetreten war, drei lange Jahre, die doch so schnell verrauscht waren. Sie hatte ihn gern gehabt seit dem ersten Tage, da er mit dem Empfehlungsbrief des Onkels Major in der Hand, sich den beiden einsam lebenden Schwestern vorstellte, sie hatte ihn lieben gelernt, als sie ihn näher kannte, sie war selbstlos zurückgetreten, sobald sie fühlte, daß die jüngere Schwester mit allen Fibern ihres leidenschaftlichen Herzens an Hugo hing. Und war's nicht recht so, daß sie die beiden mit vorsorglicher Hand zusammengeführt hatte, die dem Lebensalter und dem Temperament nach wie für einander geschaffen waren? War's nicht richtig gewesen, daß sie Werner, als er zuerst sich ihr zu nähern schien, kühl zurückwies.

„Klara, Klara!" tönte es schwach aus dem Nebenzimmer.

„Ich komme schon, Marie, mein Herz!" Einige Handreichungen, dann sitzt die Einsame wieder vor ihrem Buche.

Einsam hat sich ihr Leben wirklich gestaltet, es ist, als ob sie abgeschlossen hätte mit ihren zweiunddreißig Jahren. Zweiunddreißig Jahre! Ihr Blick streift zum Spiegel hinüber. Nun ja, sie sieht freilich noch immer nicht übel aus, aber es ist wohl das Lampenlicht, das mitleidig die ersten Spuren des Spätsommers verbirgt. Zweiunddreißig und doch hat er Dich wie ein Kind behandelt, der Doktor, wie ein unerfahrenes Ding, auf das kein Verlaß ist. Wie sonderbar mißtrauisch er aussah, als Werner, ehe er in's Manöver ging, die Schwägerin als Pflegerin vorstellte.

„Wird das Fräulein dem auch gewachsen sein?" hatte er fast brüsk gefragt. „Krankenpflege ist kein Kinderspiel!" Wie spöttisch, wie hart oft seine Worte klangen und doch wie umsichtig und sorgfältig, wie freundlich und gütig konnte er wieder sein. Wie oft hatte er sie nicht in den letzten Tagen gebeten, sich zu schonen, gezürnt fast hatte er, daß sie nicht vom Bett der Schwester wich und keine Fremde zu ihr lassen wollte. „Kranke sind egoistisch, Fräulein, man darf ihnen auch nicht zu viel Spielraum lassen. Es giebt Hülfeleistungen, die jede Andere ebenso gut ausführen kann als Sie und es ist Unsinn, einfach Unsinn, wenn die Frau Schwester Ihre Opferwilligkeit zu sehr beansprucht!" Die arme Marie, sie kannte es ja nicht anders, als daß die Schwester nur für sie lebte, sie war egoistisch und hatte doch keine Ahnung, was egoistisch ist.

Er klingelt draußen. Der Bursche öffnet:

„Der Herr Doktor, gnädiges Fräulein."

Klara schrak zusammen. Das war sonst nicht seine Stunde, sollte er den Zustand der Wöchnerin doch noch für bedenklich halten, oder kam er, um zu kontrolliren? Der Gedanke, daß er, gerade er, an ihrer Zuverlässigkeit zweifeln könne, trieb ihr das Blut in die blassen Wangen.

„Guten Abend, mein Fräulein," sagte Doktor Hallert. „Ich ging zufällig vorüber und wollte mich noch einmal nach dem Befinden unserer Patientin erkundigen." Dabei trat er aber nicht wie sonst gleich in das Krankenzimmer, sondern blieb am Sophatisch, Klara gegenüber stehen.

„Es geht Marie gut," gab sie leise zurück. „Ich war vor wenigen Minuten bei ihr, sie verlangte zu trinken und schlief sofort wieder ein.

„Etwas Besseres können wir uns gar nicht wünschen, der Schlaf vermag mehr als unser ganzes bischen ärztliches Weisheit. Sie sollten sich selbst nur von jenem Meister ein ordentliches Rezept verschreiben lassen, Sie sehen angegriffen aus und ihre matten Augen strafen die gerötheten Wangen Lügen."

„Ich fühle mich ganz wohl, ich bin überhaupt noch nie ernstlich krank gewesen."

Warum er nur nicht wieder ging? Es war doch nicht sonst seine Art, Konversation zu machen und jetzt zog er gar einen Stuhl heran und setzte sich.

„Es ist gar nicht in der Ordnung, nie krank zu sein. Gesunde Menschen müssen bisweilen krank sein, das ist der natürliche Lauf der Welt, wofür wären wir Aerzte sonst vorhanden. Meinen Sie nicht auch?" Es schien fast, als ob er nur, um zu sprechen, redete. Klara hatte noch nie ähnliche Paradoxen aus dem Munde des sonst so ruhigen Mannes gehört; sie zog es vor, nicht zu antworten. Der Doktor drehte das Buch, in dem sie gelesen hatte, dreimal um, als ob der Einband ihn besonders intressirte, dann sagte er plötzlich: „Ich war heute recht ungezogen zu Ihnen, Fräulein Klara"—er hatte sie noch nie so genannt.—„Eigenthümlich, daß mein Beruf mich noch nie gelehrt hat, sanfte Saiten aufzuziehen, ich glaube aber fast, er verhärtet das Herz, anstatt es weich zu stimmen."

„Ich habe nicht gefunden, daß Sie anders als sonst gewesen sind, Herr Doktor."

„Eine echte Frauenantwort, zweideutig und zweischneidig! Aber ich war ungezogen, und ehrlich gesagt, mich trieb's hierher, um Sie um Verzeihung zu bitten, Fräulein Klara."

„Das ist wirklich unnöthig. Ich bin alt genug geworden, um nicht mehr empfindlich zu sein wie ein Backfisch."

„Gerade darum hätte ich höflicher sein sollen, während man gegen Backfische meiner Meinung nach nicht deutlich genug sein kann—sie sind nicht deutlich genug sein Es war wirklich zu abgeschmackt von mir, Ihnen mit der albernen Krankenpflegerin wieder zu kommen, eine bessere als Sie könnte doch Niemand finden." Sie erröthete aber die offene Anerkennung that ihr wohl. „Ich will Ihnen auch sagen, Fräulein Klara, es war nichts als mein verhaltener Ingrimm, daß Sie sich nicht schonen—Sie sind wahrhaftig zu schade, um in der Luft einer Krankenstube zu verkümmern."

Klara mußte unwillkürlich lächeln, er hatte eine zu eigene Art, höflich zu sein, und doch fühlte sie, wie gut es gemeint war. „Ich danke Ihnen, lieber Herr Doktor, aber ich fühle mich wohl bei der Krankenpflege. Ich wünschte, ich könnte mich dem Berufe ganz widmen."

„Unsinn," platzte er heraus. „Verzeihung, Fräulein Klara, aber es widerstrebt mir, Sie so reden zu hören. Alle Achtung, vor jeder werkthätigen Liebe, aber Ihre Zukunft liegt doch wahrlich anderswo, als in Krankenhäusern und Spitälern."

„Es ist schwer, für ein alterndes Mädchen, einen Beruf zu finden, und doch sehne ich mich oft darnach, seit Marie verheirathet ist."

Der Doktor rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. „Der natürliche Beruf einer Frau ist doch, einen Mann glücklich zu machen, alles Andere ist kümmerlicher Nothbehelf," meinte er endlich trocken.

„Ich bin die Letzte, die das in Abrede stellen möchte," sagte sie gepreßt und machte Miene, sich zu erheben: das Gespräch fing an, ihr peinlich zu werden.

Aber mit dem Doktor war nichts anzufangen, er blieb ruhig auf dem Stuhl sitzen und sah ihr scharf in die dunklen Augen. „Ich möchte Sie eigentlich fragen, Fräulein Klara, als Arzt und Freund: warum haben Sie nicht geheirathet?—aber ich weiß, Sie würden mir mit derselben Frage pariren, und die Antwort, welche wir Beide allein geben müßten, wäre wohl auch die gleiche: wir haben unseren Widerpart nicht gefunden —er ist an uns, wir sind an ihm vorübergegangen, sei es mit, sei es ohne eigene Schuld Aber sollte es darum schon zu spät sein?"

Sie erhob sich jetzt wirklich. „Verlangte nicht soeben Marie nach mir? Mich dünkt—"

Er stand auf, aber er vertrat ihr den Ausgang. „So entkommen Sie mir nicht, Fräulein Klara."

„Ich glaube wirklich, Herr Doktor, es ist besser, wir endigen unser Gespräch."

„Nein und tausendmal nein—ich will endlich vom Herzen herunter haben, was mir seit langen Tagen auf ihm lastet. Ich habe Sie beobachtet in dieser Zeit, ich habe Ihre Opferfreudigkeit, Ihren Seelenadel bewundert, ich habe mich hundert Mal gefragt, wie war es möglich, daß dieses Mädchen durch's Leben ging, ohne einen Mann zu finden, den sie ihrer für würdig hielt. Und dann, als in mir selbst die Liebe mächtig emporloderte, da lachte ich mich aus. Sollte, konnte ich, der längst die Blüthezeit des Lebens hinter sich hat, es wagen, die Hand nach dem kostbaren Gute auszustrecken. Ich habe mit mir gerungen und gekämpft, unter rauher Schale habe ich mein Herz verstecken zu müssen geglaubt, daß es sich Ihnen nicht verrathe—es war vergebens! Klara, ich kann nicht erwarten und nicht hoffen, daß Sie mit der unwiderstehlichen Neigung einer ersten großen Leidenschaft an meine Brust fliegen, aber ich darf Sie fragen: Wollen Sie das Weib eines Ehrenmannes werden, der Sie auf den Händen tragen, der nur in Ihrem Glück sein eigenes suchen und finden wird? Wollen Sie, Klara?"

Schweigend hatte sie ihn angehört, ihre Augen irrten ruhelos auf den verschlungenen Arabesken des Teppichs, in ihrer Brust arbeitete es krampfhaft. Wie unerwartet das Alles kam? Wie ganz, ganz anders hatte sie geträumt! Und was bedeutet das Klopfen und Pochen ihres Herzens—empfand sie wirklich für ihn, was Liebe heißt, war es nicht nur Vertrauen und herzliche Zuneigung? Von seinem Alter hatte er gesprochen, und doch konnten die Jahre nicht fern sein, wo er in voller Manneskraft stand, während sie längst die letzten Reste der Jugend abgestreift haben würde. Gewiß er war ein Ehrenmann im edelsten Sinne und wonnig zog das Gefühl in ihr Herz ein, an seiner Seite aller Sorgen entrückt zu sein, seiner Fürsorge ein neues Leben danken zu können. Was aber vermochte sie ihm dafür zu bieten? Pflichterfüllung? Ein kaltes häßliches Wort, wenn es an unrechter Stelle genannt wird? O, daß er vor zehn, vor fünf Jahren vor sie hingetreten wäre, jetzt war es zu spät—zu spät!

Er hielt ihre Rechte in der seinen und sie hatte geduldet, daß er sie an seine Lippen führte. Jetzt zog sie langsam die zarten Finger aus seiner festen Hand—einer Hand, so recht geschaffen zu schützen und zu schirmen.

„Wollen Sie, Klara," fragte er nochmals, und seine Stimme zitterte in angstvoller Erwartung.

„Ich — ich kann nicht!" rang es sich von ihren Lippen und beide Hände vor das Gesicht schlagend, sank sie auf das Sopha zurück und weinte schwere, heiße Thränen.

Der Doktor sprach kein Wort. Einen Augenblick starrte er wie fassungslos auf das arme Mädchen, dann nahm er mechanisch seinen Hut vom Tisch, legte die zitternde Hand auf die Thürklinke, hob die Portiere. Noch einmal—zum letzten Male wollte er sich umwenden, ein letztes Lebewohl ohne Herbheit und ohne Bitterkeit seinen Hoffnungen und seinem Glück sagen—da fühlte er sich von rückwärts umschlungen, innig und warm, wie nur die Liebe es kann, und eine weiche Stimme flüsterte ihm leise in's Ohr: „Ich will—ich will—wenn ich Dir nicht zu alt bin!"

„Thörin, liebe Thörin," damit schließt er die Erröthende in die Arme, „man liebt mit dem Herzen, und unsere Herzen werden nie alt!"

Im Nebenzimmer tönte eine zarte Kinderstimme,—„Klara, Klara," mahnte Marie.

Er legte den Finger auf den Mund und weist mit komischer Gravität auf die Thür: „Und nun zu unserer Pflicht. Morgen aber bestelle ich doch eine Krankenpflegerin!"

Klima und Auswanderung.

In einem interessanten Artikel der „Contemporary Review" wird die Einwanderung als eine in historischen, ökonomischen und klimatischen Verhältnissen wurzelnde Erscheinung vom wissenschaftlichen Standpunkte aus einer eingehenden Besprechung unterzogen. Der nachfolgende Theil der Ausführungen des gelehrten Verfassers dürfte für unsere Leser von besonderm Interesse sein.

Als einer der wichtigsten Hauptfaktoren, welche die Bewegung der wandernden Völkerfluth bestimmen, hat sich zu allen Zeiten das Klima erwiesen. Plastisch ausgedrückt, die Wanderungen erfolgen entlang den Linien der parallelen Breitengrade, oder um präziser zu sprechen, entlang den Linien der gleichen, mittleren Temperatur, nicht sowohl der mittleren Wärme des Gesammtjahres, als vielmehr der mittleren Winterwärme. Obwohl die Bewohner kälterer Klimaten oft den Wunsch nach Auswanderung in wärmere Gegenden kund geben, scheinen sie dennoch sich nicht direkt nach solchen Gegenden zu begeben, welche von ihren bisherigen Wohnsitzen klimatische sehr bedeutend verschieden sind. Andererseits haben die Völker der Tropengegenden, so viel bekannt, sich niemals auswandernd in Ländern gemäßigter Zone angesiedelt.

Die Geschichte verzeichnet einen Fall, in welchem eine bis dahin im nördlichen Europa ansässige Rasse sich an den Küsten des mittelländischen Meeres niedergelassen hat, nämlich die Vandalen, welche in Nordafrika sich ein neues Reich gründeten, sowie die Baldaren, welche von den strengen Wintern ihrer nördlichen Heimath an den Ufern der mittleren Wolga sich nach dem Gelände an der unteren Donau begaben. Aber diese Wanderungen sind kaum als spontane Volksbewegungen anzusehen; sie waren vielmehr ein Theil jener großen Menschenfluth, welche durch Kriegsbedrängnisse widerwillig in Bewegung gesetzt wurde. Aehnliches läßt sich von den Lappen behaupten, deren Zug norwärts sicherlich ein unfreiwilliger gewesen. Vermuthlich sind auch die Stämme der Feuerländer nur der Gewalt äußerer Umstände gewichen, als sie ihre gegenwärtige ungastliche Heimath aufsuchten.

Die Tendenz, ähnliche klimatische Verhältnisse möglichst beizubehalten, zeigt sich am anschaulichsten in der Kolonisation Nordamerika's. Die Spanier und Portugiesen ergriffen Besitz von den tropischen und subtropischen Regionen, die kühleren Theile des Kontinents völlig vernachlässigend. Die Franzosen und Engländer besiedelten die gemäßigte Zone, und erst seit dem gegenwärtigen Jahrhundert ist der nach dem Golf von Mexiko zu liegende Landstrich durch Einwanderer aus den beiden Carolinas und demnächst dem Gebirge in Wirklichkeit besiedelt worden. Als die skandinavische Einwanderung begann, ergoß sie sich nach dem Nordwesten und zwar nach den Staaten Wisconsin, Minnesota und den Dakota's. Und als die Isländer herüber zu kommen begannen, suchten sie in der Neuen Welt Heimstätten in dem nördlichsten Platze, den sie zu finden vermochte an den Küsten des Winnipegsee's in Minnesota.

Auch die internen Bevölkerungsverschiebungen in den Ver. Staaten erfolgten entlang den Linien paralleler Breitengrade. Die Männer von Neu-England gingen nach dem westlichen Theile des Staates New York, nach Ohio und Michigan, von wo ihre Nachkommen dann noch weiter westlich nach Illinois, Iowa, Oregon und Washington zogen. In ähnlicher Weise zog sich der Ueberschuß der Bevölkerung Virginiens nach Kentucky und Tennessee und von da aus in das südliche Illinois und Missouri während die Staaten Georgia, Alabama, Mississippi, Arkansas und Texas hauptsächlich von den beiden Carolinas aus besiedelt worden sind. Oregon ist der einzige nördliche Staat, welcher eine beträchtlichere Zahl von Kolonisten aus den alten Sklavereistaaten erhielt, und das westliche Oregon erfreut sich infolge seiner Lage in der Nähe des Stillen Ozeans eines gleichmäßigen Klimas, wo die Winter milder sind, als in Missouri.

Geschmackssinn bei Ameisen. H. Devaux, hat die interessante Beobachtung gemacht, daß „Lasius Flavus" ungeachtet seiner Leidenschaft für zuckerhaltige Flüssigkeiten eine Abneigung gegen Saccharin hat. Während die Ameisen einen mit Zucker gefüllten Behälter beständig umlagerten, ließen sie einen mit Saccharin gefüllten, sobald sie davon gekostet hatten, bei Seite liegen. Durch Zusatz von Saccharin wurde ihnen selbst ihr geliebter Zucker zuwider. Der Zucker scheint daher außer seiner Süßigkeit noch andere Eigenschaften zu haben, welche die Ameisen reizen. Wie blindlings sich die Thiere dem Genusse des Zuckers hingeben, geht daraus hervor, daß mehrfach Ameisen, welche Devaux mit einem Stäbchen in die Zuckerlösung untertauchte, nichts davon bemerkten, sondern ruhig ein viertel bis ein halb Minute im Saugen fortfuhren, bis die Athemnoth eintrat und sie 10 bis 15 Sekunden in Asphyxie verfielen.—Schon vor fünf Jahren hatte Helbig beobachtet, daß Ameisen, wenn man eine Stelle eines Fließpapieres mit Zuckersyrup, eine andere mit Saccharinlösung bestrich, sich stets dem Syrup zuwandten. Anscheinend lockte sie der Geruch des Syrups an, denn daß sie erst von dem Saccharin gekostet hätten, giebt Helbig nicht an. Aus Devaux Angaben geht dagegen mit Sicherheit hervor, daß der Geschmack des Saccharins den Ameisen zuwider ist.

John Egan und sein Sohn, die nahe Sing-Sing in einem Fachwerk-Hause allein wohnten, wurden gestern früh durch heftiges Gebell ihres Hundes aus dem Schlaf geweckt. Als sie nachforschten, fanden sie zu ihrem Schrecken, daß das Haus in Brand gerathen war. Die Flammen griffen so rasch um sie, daß sie sich nur mit Mühe retten konnten. Das Haus ward gänzlich zerstört. Wie der Brand entstand, ist nicht bekannt.